

„Hallo Taxi“,

rief ich laut über die menschenleere Kantstraße und hüpfte winkend auf und ab. Das Taxi bremste scharf ab, wechselte galant die Straßenseite und kam direkt vor mir quietschend zum stehen. Mit einem leisen Seufzer ließ ich mich auf der hinteren Sitzbank fallen. Puh, was für eine Nacht! Viel gute Musik und viel guten Wein genossen. Einen aufdringlichen Verehrer abgewiesen und in ein Paar wunderschöne Augen ... „Wo sollsen hinjehen?“ Was? Ach ja, der Taxifahrer. „Nach Hause“, sagte ich. Es war 6 Uhr morgens, ich war glücklich und müde. Ich wollte einfach nur nach Hause. „Und wo is ditt?“, fragte der Taxifahrer lächelnd. Ich nannte ihm die Adresse, die dem Mann zum Glück sofort bekannt war. Er war ein typischer Alt-Berliner Taxifahrer: Etwas älter, etwas korpulenter, mit Lederweste und Gemütlichkeit. Ich fühle mich gut aufgehoben in seinem abgedunkelten Wagen ohne nervenden Dauerdudelfunk. Wir bogen in die Uhlandstraße ein. „Kommse von Arbeit?“, wollte der Herr wissen. Ich stutzte. Auf dem Hinweg hatte mich ein anderer Taxifahrer gefragt „Fahre Sie zu Arbeit?“ Es war ein junger Pole gewesen, der am Ende so ehrlich war, meinen versehentlich gezückten 50-Euro-Schein gegen den korrekten 10-Euro-Schein zu wechseln. Wer fährt denn bitteschön in Berlin mit dem Taxi zu Arbeit? Oder von der Arbeit nach Hause? „Kommse von Arbeit?“ – „Nein“, antwortete ich, „von einem Pop-Konzert.“ Kurzes Schweigen. „Und? Wie war't?“ Herrje, eigentlich mag ich keine redseligen Taxifahrer. Sie sollen fahren, einfach nur fahren und mich von A nach B chauffieren. Aber in jener Nacht, die gerade zum nächsten Morgen erwachte, war das nicht unangenehm. „Schööön“, hauchte ich, mit vielleicht einem ö zu viel, so dass mich ein prüfender Blick aus dem Rückspiegel traf. „Vielleicht etwas zu viel Alkohol“, setzte ich schnell entschuldigend hinterher. „Och, davon merkt man aba nüscht.“ Charmant war der Herr also auch noch. Wir fuhren eine Weile schweigend durch die Stadt. Berlin kann so schön sein. Freitags um 6 Uhr an einem kalten Februartag. Schön ruhig und leer, fast idyllisch. Zumindest in dieser Gegend. Die ersten Menschen kamen aus den Häusern, um mit dem Hund Gassi zu gehen, um die Tageszeitung und frische Schrippen zu besorgen oder um zur Arbeit zu gehen.

Das letzte Mal, als ich um diese Zeit mit einem Taxi nach Hause fuhr, war ein halbes Jahr her. Damals war ich auch bei einem Konzert mit anschließendem Gespräch. Gespräch? Naja, wie nennt man das, wenn sich zwei langjährige Freunde, die sich selten sehen, ihre Seelen ausschütten, zusammen lachen und weinen, ihr letztes Glas Wein teilen und sich mit einem vorsichtigen Kuss verabschieden? An jene Taxifahrt im Juni 2008 erinnere ich mich jedenfalls nicht so gerne, obwohl der Fahrer freundlich, schnell und schweigsam war. Aber er hatte sein Radio an. Irgendein Sender, der in der blauen Stunde nur gefühlvolle Musik spielt. Und Gefühle hatte ich seinerzeit genug in mir zu bewältigen. Ich war so unendlich voll davon. Und eine meiner Lieblingsballaden aus längst vergangenen Zeiten brachte mein Fass an jenem Sommermorgen zum überlaufen. Tränen kullerten über mein Gesicht während ich von Ost nach West gefahren wurde. Weinen im Taxi. Das machen doch nur Popstars in schwarzweißen Videoclips. Das machen Kinohelden in kitschigen Filmen. Ich musste an „Frühstück bei Tiffany's“ denken. Hat Audrey Hepburn im Taxi eigentlich geweint als sie den armen Kater im kalten Regen aussetzte? Hat der Kater geweint? Warum weinte ich in einem Taxi, in dem gar kein Filmteam saß? „Nothing Compares 2 U“ sang Sinéad O'Connor und ich dachte an die unvergleichbare Person, mit der ich kurz zuvor in einem arabischen Imbiss in der Danziger Straße gesessen hatte. Stundenlang. Nebeneinander. Gedanklich ineinander verwoben. Es gibt so wunderbare und besondere Menschen auf dieser Welt, dass einem ganz schummerig wird. Da weint man dann schon mal in einem Taxi, vor Glück und Rührung. Auch Abschiedstränen vielleicht.

Zurück im Februar 2009 wurden meine Erinnerungen jäh unterbrochen: „Soll ick so fahrn oda anners rum?“ Anders rum. Das klang gut. Das gefiel mir. „Anders rum“, sagte ich zuversichtlich, ohne zu wissen, wo wir waren. Ein Blick aus dem Fenster war wenig aufschlussreich, aber ich vertraute dem Taxifahrer. Wer so wohlklingend berlinert, der tut einer beschwipsten Frau nichts, der betrügt seinen Fahrgast nicht. Im Wagen war es angenehm warm, ich kuschelte mich in die Ecke und gab mich meinen Gedanken hin. Gedanken an den letzten Abend, auf den ich so lange gewartet hatte und an den ich so hohe Erwartungen hatte.

Musiker sind Zauberer, die mit einer legalen Droge umzugehen wissen. Man verfällt ihnen und wird süchtig nach ihren Songs aus inspirierten wie inspirierenden Texten eingehüllt in fesselnden Melodien und berührenden Stimmen. Wenn das ganze dann noch in einem kleinem Club live vorgetragen wird und man dem Seelenstriptease beiwohnen kann, dann erlebt man die wahre Göttlichkeit der Musik. Wenn man Schmerz, Zärtlichkeit oder Trauer im Gesicht des Sängers oder der Sängerin sieht. Wenn sich die Fasern des eigenen Herzen seltsam verknoten. Wenn man nirgendwo lieber wäre als an jenem Ort zu jener Zeit. Ich hatte das ja kurz vor dieser Taxifahrt noch erlebt, war noch vollends beseelt und im positivsten Sinne besessen. In einer Stadt wie Berlin kann man solche Momente fast jeden Tag erleben - Zeit, Geld und breiten Musikgeschmack vorausgesetzt. Diese Stadt der tausend Möglichkeiten. Nicht unbegrenzt, aber vielfältig, bunt und immer wieder einladend. Eingeladen war ich auch zu der Aftershowparty nach dem Konzert, das ich zuvor genossen hatte. Es gab viel guten Wein, diverse Küsschen und anregende Gespräche. Mein Mund war ganz trocken ...

Als wir an einer Ampel halten mussten, reichte mir der Taxifahrer eine Tüte Bonbons nach hinten: „Wolln Se ooch eenen?“ Ich nahm dankend an. Hhmm, das Bonbon schmeckte süß, so süß wie die Augen von ... „Aba Vorsicht, die kleben anne Zeehne“, murmelte es vom Fahrersitz und ich kommentierte diese Warnung mit „Iff merke fon.“ Kehliges Lachen von vorne.

Ich schaute aus dem Autofenster und erkannte den Nollendorfplatz. „Stop!“, rief ich plötzlich laut, denn ich hatte einen Freund aus einer Schwulenbar kommen sehen. „Ick kann hier nich halten, jute Frau“, kommentierte der Taxifahrer meinen Ausbruch, um weise hinzuzufügen: „Außadem sind wa noch ja nich da.“ Vielleicht war es ja auch gar nicht mein guter Freund, sondern nur eine Halluzination oder, wie eine Freundin zu sagen pflegte, Hallofaszination. Denn faszinierend fand ich nicht die Bar, sondern dass er alleine aus dieser kam und irgendwie einsam wirkte. Sonst schleppte er doch immer hübsche junge Kerle ab und erzählte mir am nächsten Tag von seinen Vergnügungen am Nolle.

Sollte ich mir Sorgen machen? Einsamkeit in Berlin macht diese Stadt noch grauer und dreckiger als sie ohnehin schon manchmal ist. Hier schillernd und strahlend, dort vergammelt und öde - eben voller Gegensätze, was ja durchaus den Reiz ausmacht. Dafür werden wir in der ganzen Welt geliebt, obwohl es in anderen großen Städten in aller Welt sicherlich nicht anders ist. In Berlin liegt der Charme im Begriff Zeitgeist. Das Alte und das Neue ist in all seiner Ästhetik überall zu finden und ständig kommt etwas hinzu, egal ob frisch restauriert oder frisch erbaut. Das gilt für die Gebäude wie auch für die Bevölkerung.

Wir bogen in die Potsdamer Straße ein. Eine mir einst vertraute Gegend. Ich erzählte meinem schweigenden Fahrer von einer Bekannten, die in den 70er Jahren an der Potsdamer- Ecke Bülowstraße gearbeitet hatte. Seine aufgerissene Augen sah ich sogar von hinten und lachte leise. „Bei der Deutschen Bank“, sagte ich betont lässig und konnte mir ein lautes Lachen kaum verkneifen. Immerhin war jene Straßenecke früher der bekannteste Straßenstrich im Westteil Berlins. Vertraut war mir diese Gegend allerdings aus meiner recht wilden Jugend in den 80er Jahren. Gerne hielt ich mich damals in der Potsdamer Straße in Schöneberg auf. Buchläden, Cafés, erste türkische Supermärkte – hier gab es das pralle alternative Leben. Gerne erinnerte ich mich an die besetzten Häuser, die ich nie von innen sah, und an die mit Parolen beschrifteten Bettlaken, die aus den Fenstern hingen. Eine Etage tiefer schaute nicht selten eine alte Frau oder ein alter Mann neugierig aus dem Fenster, mit Kissen unter den Armen. Ein friedliches nebeneinander und miteinander.

Ich hatte das Gefühl, dass der Taxifahrer absichtlich etwas langsamer fuhr, damit ich meine Erinnerungen ausleben konnte oder weil er meinen Schilderungen tatsächlich konzentriert lauschte. Ich war ihm dankbar dafür. „Soll ick 'n bisken Mucke machen?“, fragte mich der soeben bedankte und spielte schon am Radioknopf herum, womit er Sympathiepunkte einbüßte. „Nö, muss nicht“, versuchte ich mich zögerlich zu wehren und hätte am liebsten geschrien. Ich wollte nicht schon wieder in Emotionen ertrinken. „Wir können ja was singen“, schlug ich deshalb vor. Das Taxi bremste einen Hauch zu

heftig, obwohl die Ampel noch gelb war. Der Fahrer drehte sich zu mir um, grinste breit mit schiefen Zähnen und leuchtenden Augen. „Watt denn?“ Gute Frage. Ich hätte mich ohrfeigen können für meinen vorschnellen Einwurf. Wo sollten sich sie Mitsingkenntnisse zweier Generationen treffen? Ich stimmte Leonard Cohens „Hallelujah“ an und brach nach dem ersten Refrain ab. „Hört sich vadammt jut an, aba kenn ick nich“, war zu vernehmen. Ich forschte in meinem müden Gehirn nach Songs über Taxifahrten. Von „Taxi nach Paris“ und „Joe Le Taxi“ kannte ich den Text nicht auswendig. Wir hätten „Im Wagen vor mir“ im Duett trällern können, aber das war mir in dem Moment zu peinlich, zumal die enthemmende Wirkung meines sinkenden Alkoholspiegels merklich nachließ. Plötzlich räusperte sich der Herr am Steuer und schmetterte im schönsten Bariton „Hoch auf dem gelben Wa-hagen“. Ich hatte keine Zeit lange nachzudenken, weil ich reflexartig mit einstieg. Irgendwann verließen mich meine rudimentären Textkenntnisse aus Kindertagen und ich piff nur noch fröhlich die altbekannte Melodie, während der Taxifahrer uns sicher singend bis ans Ende des Volksliedes führte. Dabei schlug er mit beiden Händen abwechselnd rhythmisch aufs Lenkrad ohne den Blick von der Straße zu nehmen. Der Mann war gut. Im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen.

Was hatte ich nicht schon für muffelige Taxifahrer erleben müssen: Keine Begrüßung, kein Dank für das Trinkgeld, welches bei mir nie kleinlich ausfällt, keine Verabschiedung. Da ist man dann natürlich als Fahrgast auch eher mürrisch. Einer hatte mir einst am Busbahnhof nicht mal geholfen, als ich mit schwerem Gepäck da stand. Ich könne ja den Kofferraum selber aufmachen, schien sein desinteressierter Blick zu sagen. Ein anderer hielt gar von innen die Wagentür zu, denn auf dem Platz neben ihm lagen verstreute Zeitungen und die Rückbank war mit Einkaufstüten belegt. Eine Taxifahrerin setzte mich mal unterwegs aus, weil sie den Weg nicht wusste und damals noch kein schickes Navigationsgerät hatte. Meistens hatte ich jedoch in solchen Fällen Glück bei meiner Zweitwahl und fand verständnisvolle Taxifahrer vor, die meine Wut verstanden und sich für ihre Zunft entschuldigten. Taxifahren in Berlin ist immer ein kleines Abenteuer, das auch schon mal zu einem Schatz führen kann ...

So wie in jener Februarnacht, die ein Morgen war, als ich nach einem Konzert nach Hause gefahren wurde. Meine glückselige Stimmung wurde weiter getragen und genährt. Der Taxifahrer, der ganz sicher Horst oder Kurt hieß, war zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen, ein Schicksalswink mit gelber Beleuchtung und schwarzer Lederweste.

Auf den Straßen der Stadt war mittlerweile das Leben erwacht als das Taxi vor meiner Haustür hielt. Der Fahrer schaltete das Taxameter aus und schwieg. Ich nahm meine Tasche auf den Schoß und suchte lustlos nach dem versunkenen Portemonnaie. Ich wollte gar nicht aussteigen, wäre zu gerne wieder mit ihm zurück gefahren, oder ganz woanders hin. Ich wollte nicht nach Hause, weil mir das Unterwegssein so gefallen hatte. Unterwegs sein und Menschen begegnen ist ein reizvoller kreativer Prozess der willkürlichen Zusammenführung. „Tja“, sagte mein netter Chauffeur, „da sind wa. War nett mit Ihnen.“ Ich gab das Kompliment umgehend zurück und fragte höflich: „Wie viel macht das?“ – „Eijentlich unbezahlbar.“ Seine Stimme klang fast ein wenig traurig und ich musste schlucken. Da baut man innerhalb einer Stunde zu einem wildfremden Menschen eine Art Beziehung auf, um ihr dann mit einem Geldschein Lebewohl zu sagen. Wir hatten immerhin zusammen gesungen, klebrige Bonbons gelutscht und Erinnerungen ausgetauscht. Er schaute mich über den Rückspiegel mit einem väterlichen Lächeln an. Ich nickte, bezahlte die Fahrt, gab ordentlich Trinkgeld, wünschte eine angenehme Weiterfahrt und fügte hinzu: „Ich hoffe wir sehen uns bald auf einer Fahrt mal wieder.“ – „Janz bestimmt. Maken sed jut.“

Ich muss noch heute sehr oft an diese Taxifahrt denken, weil sie so einmalig war und schwer zu toppen sein wird. Allein der Gedanke daran zaubert mir immer wieder ein Lächeln aufs Gesicht und bestärkt meinen Glauben an das Gute im Menschen.

Regina Sommerfeld